

Siemens

№ 19.

Oktober 1905--
Oktober 1906.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 50 Nummern.

Preis: fürs Inland 3 R. — R.
" Ausland 3 " 50 "
" Südamerika 5 Pesos.

Geschäftsstelle:

Saratow Theaterpl., Haus Tillo.
Fernsprecher № 77

Saratow, T-vu Г. X. Шель-
горня и К^o., против театра.

Adresse des Redakteurs:

Саратовъ, Католическая Семи-
нарія, I. Крушинскому.

Saratow, katholisches Seminar,
I. Kruschinsky.

In der Buch- und Devotionalienhandlung
von **H. Chr. Schellhorn u. Ko.** in Saratow

sind zu haben

Metallkreuze

von beide Seiten mit echtem Madagaskar-Eben- holze eingelegt. Breite Ecken. Im Fuße die Bildnisse der vier Evangelisten. Korpus und Evangelisten vergoldet. Höhe 12 ³ / ₄ Wersch	27 —		Flache massive mit Facetten und rundem Fuß. Höhe 10 ³ / ₄ Wersch.	8 25
Mit faconnierten Ecken. Kreuzbalken und Fuß (von drei Seiten) mit natürlichem Ebenholze eingelegt. Höhe 11 ¹ / ₄ Wersch	11 —		Dito 9 ³ / ₄ Wersch.	6 50
Dito 10 Wersch	7 50		Kreuz und Fuß mit Ebenholzeinlage, mit breiten Metallenden und Facetten. Höhe 10 ³ / ₄ Wersch	9 —
mit oxydierter Korpus 7 ³ / ₄ Wersch	5 —		Dito 9 ³ / ₄ Wersch.	7 —
			Runde, aus Messingblechen, mit rundem Fuß. Höhe 7 ¹ / ₂	5 —
			Anßerdem eine große Auswahl von verschiedenen kleineren Kreuzfixen	
			aus Nide. und poliertem Holz mit vernickeltem und bronziertem Korpus.	
Korpus aus Zink Höhe 7 ³ / ₄ Wersch. pro Stück	3 50		Korpus aus Zink Höhe 4 ¹ / ₄ Wersch. pro Stück	1 —
" " " 7 " " "	3 —		" " " 3 " " "	50
" " " 5 ³ / ₄ " " "	2 25		" " " 2 ¹ / ₄ " " "	30

Allemands



N^o 19.

Mittwoch, den 22. Februar 1906.

IX. Jahrgang.

Inhalt.

Amthliche Nachrichten. — Enzyklika Pappi Pius X. an die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, den Klerus und das franzöſiſche Volk. — Das Wahlrecht. — Gedanken. — Preßſtimmen. — Korreſpondenz. — Aus Welt und Kirche. — Lucius Flavius (Fortſ.) — Nachleſe. — Brieffaſten. — Allerlei. — Ankündigungen.

Amthliche Nachrichten.

18. Februar. Beigefchrieben: Die Pfarrei Oberion mit der Filiale Kifelewa und der Expoſitur Kloſterdorf dem Dekanat Nikolajew; und die Pfarrei Neu-Maunheim mit den Filialen Neu-Gandau und Neu-Kronental dem Dekanat Zefatermoſlaw.

Enzyklika Pappi Pius X. an die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, den Klerus und das franzöſiſche Volk.

An unſere vielgeliebten Söhne

Franzoiſ-Maria Richard, Kardinalprieſter der heil. röm. Kirche, Erzbiſchof von Paris; Victor-Lucien Lecot, Kardinalprieſter der heil. röm. Kirche, Erzbiſchof von Bordeaux; Pierre-Hercule Coullie, Kardinalprieſter der heil. röm. Kirche, Erzbiſchof von Lyon; Joſeph-Guillaume Labouré, Kardinalprieſter der heil. röm. Kirche, Erzbiſchof von Rennes,

und an alle Unſere anderen Ehrwürdigen Brüder, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, an den geſamten Klerus und das franzöſiſche Volk

Pius X. Papp.

Ehrwürdige Brüder, Vielgeliebte Söhne, Gruß und Apoſtoſiſchen Segen.

Unſere Seele iſt erfüllt von ſchmerzlicher Trauer und in Unſer Herz zieht die Angſt ein, wenn Unſer Blick ſich auf euch richtet. Und wie könnte es in Wahrheit anders ſein am Vorabende des Tages, an dem das Geſetz in Kraft tritt, welches mit Gewalt die jahrhundertalten Bande zerreiſt, durch die eure Nation mit dem heiligen Stuhle verknüpft war, und durch welches Geſetz für die katholiſche Kirche in Frankreich eine Lage geſchaffen wird, die ihrer unwürdig iſt und die man tief beklagen muß. Ein Ereignis der größten Tragweite, ein Ereignis, das alle guten Geiſter tief betrüben muß, denn es iſt unheilvoll für die bürgerliche Geſellſchaft ſowohl, wie für die Religion! Aber

es iſt das auch ein Ereignis, welches niemand überrafchen kann, ſofern man nur einige Beachtung der Religionspolitik ſchenkte, die in den letzten Jahren in Frankreich verfolgt wurde. Für Euch, Ehrwürdige Brüder, bedeutete es gewiß keine Neuigkeit noch Überrafchung, die Ihr Zeugen waret ſo vieler und ſchwerer Schläge, welche durch die öffentliche Autorität der Religion zugefügt wurden.

Ihr habt es geſehen, wie man die Heiligkeit und Unauflöſlichkeit der chriſtlichen Ehe durch die geſetzlichen Beſtimmungen verletzete. Die Schulen und Spitäler wurden laſſiert, der Klerus ſeinen Studien und der Ordnung entriffen, indem man ihn zum Militärdienſte zwang. Man zerſtreute und beraubte die Religionsgenoſſenſchaften und überließ ihre Mitglieder den ärgſten Entbehrungen. Und andere Maßnahmen erfolgten, die euch ja bekannt ſind. Mat hat das Geſetz abgeſchafft, welches öffentliche Gebete anordnete beim Beginne der parlamentariſchen Sitzungen und der Wiederaufnahme der richterlichen Tätigkeit. Die üblichen Trauerfeierlichkeiten am Karſamstag bei der Marine wurden verboten; die Eidformel, inſofern ſie chriſtlichen Charakter an ſich trug, wurde abgeſchafft. Aus den Gerichtssälen, den Schulen, der Armee, der Marine, kurzum aus allen öffentlichen Einrichtungen wurden alle Zeichen und Abzeichen verbannt, ſofern ſie nur im geringſten einen Anklang an die Religion zeigten; dieſe Maßnahmen ſowie alle anderen, welche nach und nach faktiſch die Trennung von Kirche und Staat herbeiführten, waren nur Vorſchöße zu dem Zwecke, die vollſtändige und offizielle Trennung zu erreichen; und die Urheber derſelben haben auch nicht gezauert, ſolches offen auszusprechen.

Um nun ein ſo großes Unglück zu verhindern, hat der Apoſtoſiſche Stuhl ſeinerſeits keine Bemühungen geſeunt. Einmal verfehlte er nicht, diejenigen, welchen die Leitung der franzöſiſchen Verhältniſſe an-

vertraut war, aufmerkſam zu machen und ſie zu beſchwören, doch die Größe des Unheils zu erwägen, die ihre ſeparatiſtiſche Politik unfehlbar zur Folge haben mußte. Andererſeits verdoppelte der Heilige Stuhl gegenüber Frankreich die deutlichſten Beweiſe ſeiner Willfährigkeit und Zuneigung. So hatte er das Recht zu hoffen, auf Grund der Pflichten der Dankbarkeit, daß dieſe Politik es bei den Wünſchen beſaßen und endgiltig auf ihre Pläne verzichteten werde. Aber alle dieſe Aufmerkſamkeiten, das Entgegenkommen, alle Bemühungen ſowohl von ſeiten Unſeres Vorgängers, als auch von Unſerer Seite her blieben erfolglos. Und die Gewalt der Religionsſeinde hat endlich dieſe Verletzung eurer Rechte als katholiſcher Nation erreicht, wonach ſie ſchon lange ſtrebten. Deshalb haben Wir es in dieſer für die Kirche ſo ſchweren Stunde, eingedenk Unſeres Apoſtoſiſchen Amtes, als als Unſere Pflicht erachtet, Unſere Stimme zu erheben, um Euch Ehrwürdigen Brüdern, Eurem Klerus und Eurem Volke Unſere Seele zu eröffnen. Euch, die Wir immer mit beſonderer Zärtlichkeit umgeben haben, lieben Wir, wie es recht iſt, in dieſer Stunde mit noch größerer Liebe, denn jemals.

Daß Staat und Kirche getrennt werden müßten, iſt eine durchaus falſche Theſe, ein verhängnisvoller Irrtum. Indem ſie durch das Prinzip begründet wird, daß der Staat keinen Kultus anerkennen darf, bedeutet dieſer Satz zunächſt ein Unrecht Gott gegenüber. Denn der Schöpfer der Menſchen iſt auch der Gründer der menſchlichen Geſellſchaft. Ihre Exiſtenz iſt durch ihn bedingt, wie es die eines jeden einzelnen iſt. Wir ſchulden ihm deshalb nicht allein einen privaten Kultus, ſondern ſind auch verpflichtet, ihn öffentlich, durch die Geſellſchaft als ſolche zu verehren. Andererſeits iſt dieſe Theſe die offenkundige Vereinerung der übernatürlichen Ordnung. Sie begrenzt dadurch die Tätigkeit des Staates auf die Sorge für das allgemeine öffentliche Wohl.

lungen wäre, Blutvergießen zu vermeiden, wenn Admiral Tschuchnin ihn zur Audienz zugelassen hätte. Das praktische Ziel, das er, Schmidt, erstrebte, war die sofortige Verwirklichung der Volksvertretung in der Form einer Staatsverfassungsverammlung. Die Rede schloß, wie „R. W.“ melden, mit den Worten: „Wenn jemand schuldig ist, so bin ich es; wenn jemand hingERICHTET werden soll, so bin ich es. Diesen Unglücklichen, den Matrosen, tun Sie nichts zuleide, denn sie haben nur meinem Willen sich gefügt. Ich habe viel an die schwere Aufgabe der Richter gedacht. Sie werden Ihre Pflicht tun, wie Sie es verstehen. Ich bin überzeugt, daß Sie mich verurteilen werden, aber die Geschichte und das Volk wird den Leutnant Schmidt freisprechen“.

Die Rede des Procureurs Oberst Konshin, die mit einer Unterbrechung fünf Stunden dauerte, war eher eine überflüssige Zusammenfassung der Ereignisse als eine Anklagerede. Der Procureur erkannte an, daß Leutnant Schmidt aufrichtig konstitutionell-demokratischen Ansichten ergeben war; der Angeklagte lasse nicht Zweifel an die Ehrlichkeit und Geradsinnigkeit seines Wesens aufkommen, doch habe er sich durch die Ereignisse weiter hineinziehen lassen, als er mit seiner politischen Überzeugung vertreten konnte. Für sein Vergehen sei immerhin der § 100 heranzuziehen, welcher auf Todesstrafe lautet. Dagegen sei der Angeklagte Tschachnik ein bewußter, überzeugter Revolutionär, den die Todesstrafe treffen müßte.

Die Verteidigungsrede Wrublewskis, des Verteidigers Schmidts, betonte, wie „Rufj“ meldet, daß der Procureur nur von der verletzten Pflicht, Disziplin und militärischen Ehre gesprochen habe, nicht aber von Recht und Freiheit. Sewastopol sei eine Etappe der Freiheitsbewegung; diese bedurfte der Fahne Schmidts, und Schmidt gab die Fahne her. Was werde das Volk von der Rechtsprechung sagen, wenn sein legendärer Held vom Gericht zum Tode verurteilt wird. Die Rede klang in die an die Richter gewendeten Worte aus, sie sollten sich des Todesurteils enthalten. Der Eindruck der Rede soll ein gewaltiger, erschütternder gewesen sein.

Das Urteil, welches am Montag, den 26. Februar, verkündigt worden ist, lautet in Bezug auf Schmidt auf Tod durch den Strang. Von seinen Mitbeteiligten sind verurteilt: 3 zum Tode durch Erschießen, 2 zu Zwangsarbeit auf unbestimmte Frist, 4 zu 20-jähriger, 2 zu 15-jähriger, 1 zu 12-jähriger, 4 zu 10-jähriger, 3 zu 7-jähriger und 2 zu 4-jähriger Zwangsarbeit; 9 ins Zuchthaus von 2—4 Jahren. 10 wurden freigesprochen. Letztere sind auf freien Fuß gesetzt, während die übrigen auf das Transportschiff „Prut“ überführt wurden. Die Verteidigung hat eine Kassationsklage eingereicht.

Über den Entwurf des allgemeinen Schulunterrichts,

dessen kürzlich erwähnt worden ist, macht die „Rufj“ einige nähere Angaben: Die neuen Volksschulen sollen nicht mehr als je 50 Zöglinge zählen, nicht weiter als drei Werst von einander entfernt liegen und, entsprechend dem natürlichen Zuwachs der Bevölkerung, jährlich um 2 pZt. vermehrt werden. Das Gehalt der Lehrer wird auf 360 Rbl. normiert; die Religionslehrer beziehen je 60 Rbl. — Der materielle Anteil der Regierung an der Schulreform beschränkt sich auf den Unterhalt des Lehrpersonals. Alle Ausgaben für den Bau der Schulhäuser dagegen sind von den Landschaften zu bestreiten, doch sind Unterstützungen von Seiten des Staats vorgesehen. — Die Schulverwaltung soll dem Unterrichtsministerium entzogen und vollständig der Landtschaft übergeben werden, wobei dem Ministerium nur eine Kontrolle über die Erfolge der

Lehrertätigkeit vorbehalten bleibt. Mit der Durchführung dieses Grundgesetzes hat man bereits den Anfang gemacht. Der Kursus der Schulen soll vier Jahre umfassen. Man hofft, den großartig angelegten Entwurf im Laufe von 10 Jahren durchzuführen.

zur marokkanischen Frage.

In dem kleinen Städtchen Süd-Spaniens, Algeciras, ist schon seit etwa einem Monat eine Konferenz der Mächte zur Beratung der Reform in Marokko zusammengetreten. Marokko, welches gegenwärtig das Thema der europäischen, besonders der französischen und der deutschen Presse bildet, ist ein kleines muslimänisches Reich im nordwestlichen Winkel Afrikas, der letzte unabhängige Bruchteil des einst ungeheuren Kalifates, das sich über ganz Nordafrika erstreckte. Marokko grenzt, gleich Tunis, an Algerien. Frankreich ist schon längst auf die Ausdehnung seiner Kolonien bedacht. Nachdem es sich einen großen Teil des afrikanischen Festlandes, darunter auch Tunis, angeeignet, wirt es auch ein Auge auf Marokko.

Die in letzterem herrschenden ungeheuren Unordnungen und Räubereien waren für Frankreich ein willkommener Vorwand, sich in die marokkanischen Angelegenheiten zu mischen und die algerische Grenze in der Nähe von Marokko mit bedeutenden Militärtruppen zu besetzen, während der französische Resident in Fessan eine Reihe Privilegien für Frankreich erlangte. Außerdem hatte sich Frankreich durch ein Abkommen mit England in verflochtenen Jahre den vorherrschenden Einfluß in Marokko verschafft und das Reich des Cherifs unter seinen Einfluß gebracht. Doch da mißte sich Deutschland in die marokkanische Frage, an welches Frankreich nicht gedacht hatte.

Deutschland hat ein nicht geringeres Interesse an Marokko als Frankreich. Mit der Eroberung dieser Gegend würde Deutschland einen Hafen im Atlantischen Ozean gewinnen, der ihm bisher fehlt, aber sehr zu statuten käme. Marokko ist überdies ein reiches Land, das einen Teil des Mitteländischen Meeres beherrscht und sich mit Algerien berührt. Während nun Frankreich mit England unterhandelte, bereitete Deutschland einen sicheren und geschickten Schlag vor. Im Sommer besuchte Kaiser Wilhelm Marokko, und alsbald darauf begannen der deutsche Resident in Fessan und der Reichskanzler Bülow den französischen Einfluß in Marokko stark zu bekämpfen. Gestützt auf die bedeutenden wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Marokko, verlangte Bülow, daß das von Frankreich verfaßte Reformprojekt im Reiche des Cherifs auf einer Konferenz der Vertreter der beteiligten Mächte durchgesehen, nicht aber von Frankreich allein durchgeführt werde.

Das drohende Klirren der deutschen Waffen veranlaßte schließlich Frankreich, in den lauren Apfel zu beißen und mit Deutschland am 10. Juli 1905 eine Übereinkunft bezüglich der Einberufung einer Konferenz zu treffen.

Das Übereinkommen hat eine ganze Reihe Fragen offen gelassen, darunter sehr wichtige Fragen, als: über die Neugestaltung der marokkanischen Polizei, Gründung einer Bank in Marokko, Überlassung des Hafens von Mogador im Atlantischen Ozean an Deutschland u. s. w. Die erste Frage hat die Vertreter der beiden Mächte in Konflikt gebracht. Um klar zu machen, weshalb diese Frage eine solche Schärfe angenommen hat, muß gesagt werden, daß unter der Polizei in Marokko nicht eine Polizei im gewöhnlichen Sinne zu verstehen ist, sondern es handelt sich hier um die Bildung einer ganzen Armee, welche die aufständischen Volksstämme beruhigen und den freien Verkehr im Lande sicherstellen soll. Um das durchzuführen, müssen Festungen, Kasernen, eine Reihe Militärposten errichtet, Chaussees und Eisenbahnen angelegt, die Verwaltung des Lan-

des umgestaltet werden u. s. w. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß jenes Reich, welchem die Bildung und Leitung dieser Armee übertragen wird, als der wirkliche Machthaber und Herr von Marokko erscheint und dort die vorherrschende Bedeutung und den größten Einfluß erlangt. Auf diese Stellung macht nun Frankreich Anspruch, weil Marokko an seine Besitzungen in Afrika grenzt und weil es besondere Interessen in Marokko hat. Deutschland besteht jedoch darauf, daß die Neugestaltung der Polizei sämtlichen Mächten übertragen werde, welche Marokko unter sich zu verteilen hätten, wobei es sich die Küsten des Atlantischen Ozeans ausbedingte. Gegen diese Forderung protestiert Frankreich entschieden. Es ist wohl möglich, daß auch in anderen Fragen eine Einigung nicht zustande kommt, da der Wunsch sowohl Frankreichs, als auch Deutschlands, Marokko zu besitzen, nicht leicht zu befriedigen sein dürfte.

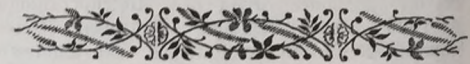
Wir wollen jedoch hoffen, daß die beiden Mächte einen Ausgleich in dieser Frage finden werden und die gegenwärtige kritische Lage eine friedlichere Wendung annehme.

zur Lage der Ausländer in China.

In China beginnt die Lage der Fremden äußerst bedenklich zu werden. Der amerikanische Konsul in Schanghai telegraphiert, die amerikanischen Missionsgebäude in Nantchou und Kientschou seien vom Pöbel zerstört. Ein amerikanisches Kanonenboot wurde aus Nanking an Ort und Stelle abgeschickt. Die englische Mission sei unversehrt. Das Staatsdepartement äußere die Beforgnis, daß der Angriff auf die Methodistenmission in Nantchou, Provinz Pinagai, ein Vorläufer der allgemeinen Unruhen sei. — Das Marinedepartement beorderte den Kreuzer „Cincinnati“ von den Philippinen nach Schanghai.

Einem späteren Bericht entnehmen wir, daß alle Missionsgebäude in Schanghai mit Ausnahme derjenigen der chinesischen Inlands-Mission niedergebrannt wurden. Die Tore der Stadt seien geschlossen.

Auch aus Peking liegen Nachrichten vor, wonach der chinesische Hof ernstlich beunruhigt ist über die Möglichkeit eines großen fremdenfeindlichen Aufstandes. Die deutsche Gesandtschaft in Peking habe die militärischen Wachen verdoppeln lassen. Andere Gesandtschaften haben ähnliche Maßregeln getroffen. In allen Straßen der chinesischen Hauptstadt wurden große Plakate angeschlagen, in welchen die Bevölkerung aufgefordert wird, alle Ausländer in China zu ermorden.



Pucius Flavus.

Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems.
Von Joseph Spillmann S. J.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Rabbi Sadoks Verblendung.

Die Schreckenstage, während welcher der Procurator morden ließ und der Straßenkampf durch Jerusalem tobte, hatte Rabbi Sadok mit Entsetzen durchlebt. Der Kranke war soweit genesen, daß er sein Lager verlassen konnte. Von dem Fenster seines Kämmerchens aus überblickte er einen Teil des oberen Marktes, welches der Hauptschauplatz des wüsten Treibens der römischen Kohorten war. Jeden Augenblick erwartete Sadok, daß die Plünderer auch über das kleine Häuschen herfallen würden, unter dessen Dache er gastliche Aufnahme und liebende Pflege gefun-

den hatte. Der Rabbi fürchtete für seine Habe und für sein Leben.

Eusebius verpflegte ihn mit immer gleicher Liebe. Der frühere Verwalter von Bethanien; wohnte jetzt beständig im Hause der Diakonen; denn kurz nach dem Paschafeste hatte ihn der ehrwürdige Bischof Simeon ebenfalls zum Diakon geweiht. Nikanor aber war nach Betsaida geschickt worden, um daselbst das Asyl für die Christen Jerusalems bereiten zu helfen.

„Hast du die Beutel auch gut verwahrt?“ fragte Sadok ein um das andere Mal den freundlichen Eusebius, der ihm von Zeit zu Zeit Kunde von den Vorgängen in der Stadt brachte. Der Rabbi konnte jetzt reden, da seine Wunde fast völlig geheilt war; aber das Sprechen machte ihm Mühe, und manche Zungenlaute konnte er nur undeutlich bilden, da der Dolch des Räubers eine Sehne verletzt hatte. Das machte dem Manne viel Sorge; denn er fürchtete, man möchte ihn darum vom Hohenpriestertum ausschließen. Eusebius tröstete ihn und sagte, die Beutel seien so gut als möglich versteckt, und die heiligen Engel würden das Haus und seine Bewohner wohl bewahren. „Es ist so unscheinbar, daß es die Römer nicht anlockt, solange die reichen und großen Häuser des Marktes mit ihren Kaufläden ihnen bessere Beute versprechen.“

In der Tat blieb das Haus der Diakonen und der alte Davidsbau, der unbewohnt schien, von den plündernden Soldaten verschont. Es folgte der wilde Straßenkampf, der mit dem Siege der Aufständischen endete, und die Versammlung im Axtus, die den Krieg mit Rom entschied. Als Eusebius dem Rabbi diese Meldung brachte, fragte er ihn, ob er in der bedrohten Stadt zu bleiben gedенke; denn es sei jetzt die höchste Zeit, dieselbe zu verlassen, wenn man ihr Schicksal nicht teilen wolle.

„Ich bleibe,“ sagte der Rabbi, entrüstet über diese Frage. „Wer wollte sein Schicksal nicht mit demjenigen der heiligen Stadt Gottes verbinden?“

„Meine Freunde und ich sind nicht so sicher, daß der Herr seine Hand noch schützend über Zion hält,“ entgegnete Eusebius. „Ich weiß nicht, ob ich nicht heute oder morgen Jerusalem verlassen muß. Deshalb will ich dir dein Gut zurückerkennen, das du mir anvertrautest; denn ich muß jeden Augenblick gewärtig sein, aus der Stadt abgerufen zu werden.“

„Von wem denn? Bist du nicht dein eigener Herr? Haben die Essener ein gemeinsames Oberhaupt, dem die Mitglieder der Sekte gehorchen müssen? Denn daß du und dein Freund Nikanor dem Bunde der Essener angehören, habe ich schon lange bemerkt.“

Eusebius zauderte erst etwas mit seiner Antwort. Sollte er dem Rabbi eingestehen, daß er an Jesus von Nazareth als an den Messias glaube? War die Bekehrung Sadoks zu hoffen oder würde ihn ein solches Bekenntnis nur zu Lästerungen veranlassen? Der Rabbi schien ihm im ganzen doch ein ehrlich denkender Mann, und so sagte Eusebius endlich: „Guter Rabbi, ich glaube, daß du mich und meinen Freund Nikanor für ehrliche Leute hältst, die nicht ohne schwerwiegende Gründe auch nur in einem Punkte die Lehre verlassen würden, welche die Priester und Lehrer Israels als Gottes Lehre aufstellen?“

Der Rabbi antwortete, er habe ihre Nächstenliebe und Gewissenhaftigkeit von Tag zu Tag mehr bewundert und halte die Sekte der Essener nicht für unverträglich mit dem Glauben Israels. „Wir sind aber keine Essener,“ antwortete Eusebius. „Wenn du mir verpöricht, meinen Glauben und dessen Begründung mit Ruhe anzuhören, so will ich gern ein paar Stunden der Nacht mit dir darüber reden.“

Sadok rief erstaunt: „Du bist doch nicht ein Nazarener?“

Als Eusebius lächelnd darauf antwortete: „Du hast es erraten,“ geriet der Rabbi in so große Erregung, daß der Diakon das Gespräch sofort abbrechen wollte. Aber Sadok ließ das nicht zu und sagte, er halte es für seine Pflicht, dem Manne, der ihn so liebevoll verpflegt habe, diesen abscheulichen Irrtum eines gekreuzigten Messias zu nehmen.

Während in die tiefe Nacht hinein stritten nun die beiden Männer; Eusebius blieb immer klar und ruhig, Sadok wurde zusehends heftiger und leidenschaftlicher. Am meisten hatte ihn die Prophezeiung Jakobs, daß das Zepter nicht von Juda weichen werde, bis der Messias komme, und die Zeitangabe Daniels in die Enge getrieben; aber er hatte doch noch eine Ausflucht gefunden, die freilich ihm selbst kaum ganz stichhaltig schien. Eusebius wollte über diesen Punkt keine Zeit mehr verlieren und wandte sich jetzt dem Hauptbeweise der Gottheit und Messiaswürde Jesus von Nazareth zu, den die Apostel bei ihrer Predigt immer voranstellten und auf den sich der Heiland selbst als ausschlaggebend zum Voraus berufen hat: „Der Prophet von Nazareth ist zum Beweise, daß er der verheißene Messias sei, von den Toten auferstanden,“ sagte mit großer Ruhe der Diakon. „Wirfst du zugeben, daß er der Messias ist, wenn ich dir diese Tatsache beweise?“

„Ja, aber das wird dir nie gelingen!“ rief erregt der Rabbi.

„Glaubst du, daß er wirklich am Kreuze starb, also nicht bloß Scheintot abgenommen und begraben wurde?“

„Ja, daran haben unsere Priester und der Hohe Rat niemals gezweifelt,“ gestand Sadok bereitwillig.

„Gut. Es wäre mir sonst ein leichtes gewesen, diesen Punkt zu beweisen. Einer der römischen Soldaten, welche die Hinrichtung zu überwachen hatten, stieß dem bereits Toten seine Lanze durch die Brust, daß Wasser und Blut aus dem geöffneten Herzen floß. Johannes, der Sohn des Zebedäus, der unter dem Kreuze stand, lebt heute noch, und viele andere Augenzeugen können dir sein Zeugnis bestätigen.“

„Es bedarf dessen nicht. Beweise mir, daß er auferstanden ist. Seine Jünger haben den Leichnam gestohlen und zum Ärger der Hohenpriester diese Lüge ausgestreut.“

„Warum hat man sie für diesen groben Betrug nicht vor Gericht gestellt und bestraft? Und für einen Menschen, der zwar gekreuzigt wurde, wie er es vorausgesetzt, aber nicht auferstand, dessen toten Leib sie stehlen mußten, sollen seine Jünger Gut und Blut geopfert haben? Welch ein Wahnsinn oder welche teuflische Bosheit! Sie waren weder des einen noch des andern fähig. Ich kenne sie. Sie waren etwas furchtsame, aber tugendhafte Männer von gesundem Urteil. Nikanor und ich kennen sie — manche leben heute noch, einige sind für ihr Zeugnis des blutigen Todes gestorben.“

„Du kennst sie?“ fragte der Rabbi doch etwas verwirrt.

„Wir kennen sie nicht nur, wir haben den Auferstandenen selbst gesehen. Diese meine Augen haben ihn gesehen.“

„Es war ein Spuk, ein Teufelszug!“ rief Sadok.

„Es war kein Spuk. Er hat vor unsern Augen gegeben, und einem von uns, der gesagt hatte: „Wenn ich meine Hände nicht in die Male seiner Nägel lege, so werde ich nicht glauben,“ hat er gesagt: „Komm, Thomas, lege deine Hand in die Wunde meiner Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ Und Thomas hat die Hand in die Seitenwunde des Auferstandenen gelegt und ist anbetend niedergefallen und hat gerufen: „Mein Herr und mein Gott!“ Konnte das ein Spukbild sein? Und hätte der wahrhaftige und

getreue Gott einen solchen Betrug der Hölle zulassen können?“

Sadok wußte nicht mehr, was er antworten sollte, und wollte sich doch nicht ergeben. „Bist du dabei gewesen, hast du das mitangesehen, hast du ihn selbst berührt?“ rief er endlich.

„Die Geise, die er aus seinen Jüngern als die Würdigsten auswählte, waren Zeugen dieses Auftritts.“

„Nur seine Freunde! Wenn er sich seinen Feinden gezeigt hätte, wollte ich glauben.“

„Er hat sich dem Saulus gezeigt, dem größten Feinde seines Namens, und ihn zu seinem eifrigsten Apostel gemacht.“

„Aber den Hohenpriestern — weshalb hat er sich ihnen nicht gezeigt?“

„Wozu? Sie wußten ja, daß er auferstanden war! Sie hatten die Zeichen und Wunder bei seinem Tode gesehen: die wohnernatürliche Sonnenfinsternis, das Erdbeben, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel. Sie hatten das Zeugnis der Wächter, die sie an sein Grab gestellt, und dennoch leugneten sie, besserem Erkennen zum Troste, die Auferstehung! Verdienten sie also, daß der Herr sie aufsuchte? Ihnen mußte das Zeugnis seiner Apostel genügen, die im Namen des Auferstandenen vor allem Volke zur Bekräftigung ihrer Predigt große Wunder wirkten und für denselben freudig Schläge und den Tod hinnahmen. Ihr Stolz verblendete sie; sie wollten nicht glauben. Auch du, mein Freund, hüte dich, daß du dem Lichte der Wahrheit das Auge deiner Seele und der Stimme der Gnade das Ohr deines Herzens verschließest! Du sollst mir jetzt nicht weiter antworten. Nicht in der Hitze des Streites, sondern bei ruhiger Erwägung und im Gebete erschließt sich die Seele der Wahrheit. Denke also nach und bete, und der Gott der Erkenntnis möge dich erleuchten!“

Mit diesen Worten verließ Eusebius den Rabbi, dessen ganzes Innere sich gegen die Annahme eines gekreuzigten Messias empörte. Aber von der andern Seite war er doch ehrlich genug, zuzugeben, daß er keinen Ausweg gegen den Beweis von der Auferstehung Jesu wisse. Von der natürlichen Erkenntnis zum übernatürlichen Glauben ist es aber noch ein weiter Weg. Hätte er nur den Rat des Eusebius befolgt und gebetet, so wäre die Gnade ihm zu Hilfe gekommen. Unglücklicherweise aber redete er sich in einen wahren Horn gegen Eusebius und dessen Sophisterei hinein, wie er seine Beweisführung nannte, und endlich sagte er zu sich: „Ich will fort aus diesem Hause. Ich will mit diesen Nazarenern nichts mehr zu schaffen haben. Morgens will ich mit meine Habe zurückstellen lassen, und dann werde ich in aller Stille irgendwo Wohnung nehmen und zu erfahren trachten, ob dieser Ezechias, der mich hierher lockte, wirklich ein solcher Schuft ist, oder ob man ihn und Ben Raiphas bei mir verleumdet hat.“

Mit diesem Entschlusse legte er sich zur Ruhe. Aber er konnte keinen Schlaf finden. Sein armer Knabe und seine Tochter, an die er Tag und Nacht dachte, beschäftigten seine Gedanken. Ja er machte sich einen Vorwurf daraus, daß der Streit mit Eusebius auch nur auf eine Weile diese Sorge seines Herzens in den Hintergrund gedrängt hätte. Wo mochte sein kleiner Benjamin sein?

Der Bote, den Nikanor in das Lager an der Steineiche gesandt, hatte daselbst verlassen gefunden und keine zuverlässige Nachricht, weder über den Knaben noch über die Frau des Eusebius, zurückgebracht. Und seine Tochter? Hatte sie sich wirklich von einem Heiden entführen lassen? Er konnte es nicht glauben. Und doch hatte man einen römischen Offizier die Säufte begleiten sehen, in welcher sie die Stadt verließ. Nein, nein, es mußte ein Irrtum sein! Seine Thamar konnte

keine Tat begehen, um derentwillen er ihr fluchen müßte. Aber wo war sie? Wie konnte er sie wiederfinden? Wenn er doch nur jemand in Jerusalem gefandt hätte, der ihm geholfen! Die wenigen Freunde, die er früher in der Stadt gehabt und mit denen er ausschließlich verkehrte, wenn er von Antiochien nach Jerusalem kam, waren alle gestorben, und seit dem Tode seiner Frau hatte er sich begnügt, reiche Gaben und Opfer an den Tempel zu schicken und dadurch die Pflicht des persönlichen Besuchs einzulösen. Jetzt nannte er das sträfliche Laueit in der Erfüllung des Gesetzes und war gereizt, das schwere Unglück, das ihn betroffen hatte, als eine verdiente Strafe Gottes anzusehen.

In solchen Gedanken wälzte sich Sadoq schlaflos auf dem Lager. Da hörte er an das Postor und bald nachher an die Haustüre klopfen. Einige Augenblicke später betrat jemand das Wohnzimmer des Eusebius, das an die Kammer des Rabbi stieß. Eine klare, jugendliche Stimme sagte so laut, daß Sadoq jedes Wort verstand: „Verzeih, Eusebius, daß ich dich mitten in der Nacht störe! Aber ich weiß mir nicht anders zu helfen, ich flüchte mich mit meinem Schatz zu dir. Als ich vorgestern früh damit das Haus der Mutter verließ, um denselben in das Gynaculum zu retten, geriet ich sofort zwischen die Scharen der Aufständischen. Mein Gott, welche Angst habe ich für das heilige Bild ausgestanden! Aber der Segen des ehrwürdigen Simeon hat mich beschützt, und der Schutzengel, zu dem ich betete, zeigte mir ein gutes Versteck, das ich erst in dieser Stunde zu verlassen wagte, halb verhungert und verdurftet, wie du dir denken kannst. Doch es ist wenigstens gelungen, das mir anvertraute Kleinod zu retten.“

„Laß sehen, lieber Paulinus,“ hörte der Rabbi den Diakon sagen, „ob das ehrwürdige Bild unverfehrt geblieben ist. Gott sei Dank, der dieses verehrungswürdige Heiligtum und dich in Gnaden bewahrt hat! Sieh, wie mildreich sein Auge unter der schrecklichen Dornenkrone hervorschaut! Laß uns voll Dank und Demut unsern Heiland anbeten.“

Da hatte er es gehört! Diese Nazarener verehrten Götzen wie die Heiden. „Ehrwürdiges Bild, verehrungswürdiges Heiligtum, laß es uns anbeten“ — was war das anders als fluchwürdiger Götzendienst? „Es ist klar,“ rechnete der Rabbi sich vor, „dieser Eusebius ist entweder ein Betrüger trotz seiner erheuchelten Nächstenliebe, oder ein Betrogener. Es bleibt dabei. Ich will mit Götzendienern nichts zu tun haben. Und jetzt glaube ich auch nicht mehr, was sie mir von Ben. Kaiphas vorgelesen haben. Das ist wohl alles Lug und Trug, und sie haben mir am Ende die beiden Beutel nur darum nicht geraubt, um unter dem Schein von Liebe und Gerechtigkeit in den Besitz meines ganzen Vermögens zu kommen.“

In diesen Gedanken bohrte sich der argwöhnische Mann immer fester hinein. Am andern Morgen verlangte der Rabbi von dem erstaunten Eusebius sofort seine beiden Beutel heraus und erklärte, er werde dessen Haus verlassen. Umsonst suchte der Diakon den kaum Genesenen von diesem gefährlichen Schritte abzuhalten; wenigstens solle er ihm die Gründe seines plötzlichen Entschlusses mitteilen. Sadoq bestand in einem so gereizten Tone auf seinem Willen, daß Eusebius, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, die beiden Beutel holte. Der Rabbi wollte wissen, was er für seine Verpflegung zu vergüten habe. Der Diakon erwiderte, nicht für Geld sei er verpflegt worden, sondern aus Nächstenliebe; so fordere man nichts von ihm; wolle er dennoch für die Armen etwas geben, so werde es mit Dank angenommen. Darauf griff der Rabbi in den Goldbeutel und zählte so viele Golddenare auf

den Tisch, als seit dem 13. Nisan Tage verfloßen waren, und sagte: „Das wird genügen. Ich will Götzendienern nichts schuldig sein.“ „Götzendiener?“ rief Eusebius mehr verwundert als empört.

„Ja, Götzendiener! Der Herr hat es gesagt, daß ich heute nacht gegen meinen Willen Zeuge war, wie du mit deinem Schüler ein Bild anbetetest. Und Jehovah hat doch vom Sinai zu seinem Knechte Moses geredet: Ich bin der Herr, dein Gott... du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, es anbeten!“

„Komme und sieh das Bild! Nicht ich, Gott selbst hat es wunderbar gemacht!“ Und Eusebius zog einen Vorhang weg, der das Schweisßtuch Veronikas verhängte, und wollte dem Rabbi erzählen, wie das Bild entstanden sei. Aber derselbe hielt sich die Augen zu und schrie: „Es ist Teufelswerk! wie kann Gott wider sein eigenes Wort handeln?“

Da entließ ihn der Diakon, indem er traurig sagte: „Armer Verblendeter! Verzeihe dir Gott und führe dich zum Frieden!“

(Fortsetzung folgt.)



K a d l e j e.

Zum Amtsnachfolger des Handelsministers Timirjasew ist dessen seitheriger Gehilfe, M. M. Fedorow, ernannt worden.

Die ergänzenden Bestimmungen zum Pressegesetz, welche die Verantwortung für das Erscheinen eines Blattes vom Herausgeber auf den Typographenbesitzer überwälzen und die wir in ihren Hauptpunkten in der verfloßenen Woche veröffentlicht haben, sind von der Plenarsitzung des Reichsrats bestätigt worden.

Dem „Wetsch. Gol.“ wird aus Paris telegraphiert: In der gestrigen Sitzung der hervorragendsten Bankiers wurde beschlossen, die russische Regierung offiziell zu benachrichtigen, daß auf dem Pariser Markt mindestens bis Herbst keine Anleihe zustande kommen wird.

Nabe bei der Station Napiemka in der Mandshurei ist dieser Tage ein Militärzug mit einem Güterzug zusammengestoßen. 16 Eisenbahnwagen sind zertrümmert. Getötet sind der Heizer und acht Kosaken, verwundet vier; 46 Pferde sind teils getötet, teils verstümmelt.

Das Gesuch der Odesjaer Stadtduma um Aufhebung des Belagerungszustandes in Odesja ist vom Ministerium des Innern abgelehnt.

Laut Allerhöchstem Befehl an den Regierenden Senat vom 19. Febr. 1906 ist die Zeit, in welcher die Wahlen der Abgeordneten in die Reichsduma auf den Gouvernementswahlversammlungen vorgenommen werden sollen, wo es möglich sein wird, schon jetzt festgesetzt, und zwar auf den 26. März für die Gouvernements: Archangelsk, Bessarabien, Witebsk, Wladimir, Grodno, Kaluga, Rowno, Kostroma, Kursk, Mohilew, Moskau, Nowgorod, Odonez, Orel, Podolien, Pskow, Samara, Petersburg, Simbirsk, Stavropol, Taurien, Tambow, Twer, Tula, Ufa, Charkow und Jaroslaw; auf den 14. April für die Gouvernements: Astrachan, Wilna, Wolhynien, Woronesh, Wjatka, Zekaterinoflaw, Kasan, Minsk, Nischni-Nowgorod, Pensa, Perm, Poltawa, Rjasan, Saratow, Smolensk, Cherson, Tschernigow und das Dongebiet; auf den 20. April für die Gouvernements: Kiew und Drenburg.

◆ Infolge wiederholt aufgetauchter Gerüchte, wonach das Finanzministerium beabsichtige, die Branntweinmonopolbuden zu schließen und den Verkauf von Branntwein an Privatpersonen zu übergeben, macht das Ministerium bekannt, daß diese Frage im Ministerium überhaupt nicht aufgeworfen worden sei.

◆ Die dieser Tage zusammengetretene außerordentliche Kreislandtagsversammlung von Nowosibirsk hat beschlossen, ihre eigene Zeitung unter dem Titel „Новосибирская Земская Газета“ herauszugeben.

◆ Kurz vor Herausgabe dieser Nummer hat der Dacht den Text des Allerhöchsten Manifestes vom 20. dieses Monats und gleichzeitig die Nachricht über den Erlass zweier Male an den Regierenden Senat überbracht, betreffend die Bestimmungen über die Umgestaltung des Reichsrats und die auf Allerhöchste Anweisung durchgesetzten Regeln über die Reichsduma. Näheres hierüber werden wir in der nächsten Nummer bringen.

◆ Obligatorische Verordnung des Gouverneurs von Saratow vom 18. Febr. 1906. 1) Jedes eigenmächtige Eindringen in fremde Räume und Wohnungen behufs Erpressung von Geld und Sachen, desgleichen die drohende Herausforderung, irgendetwas zu erfüllen, ist verboten. 2) In gleicher Weise verboten ist jeder gewalttätige Anschlag in Bezug auf eine andere Person zwecks Verhinderung derselben an der Arbeit oder an der Ausübung seiner Pflichten. 3) Diejenigen, welche sich einer Übertretung dieser Regeln schuldig machen, unterliegen einer Geldstrafe bis zu 500 Rbl. oder einem Arrest bis zu drei Monaten auf administrativem Wege.

◆ Der Bevollmächtigte der Belgischen Gesellschaft R. S. Schapiro welcher gegenwärtig in Brüssel weilt, teilt dem Stadthaupt mit, daß die Pferdebahn im März des laufenden Jahres von G. Golubjew übernommen und die Arbeit zur Einführung der Trambahn vom Frühjahr beginnen wird.

◆ Die allgemeine Organisation der Landtschaften hat für das Gouvernement Saratow noch 250 tausend Rubel bestimmt außer den schon früher abgelassenen 300 tausend Rbl. zur Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Die Gouvernementslandtschaft hat an die Kreislandtschaften die Anfrage gerichtet, wieviel Geld sie zu diesem Zwecke noch benötigen.

◆ In der Gouvernements-Akzise-Verwaltung werden, wie der „P. K.“ mitteilt, auf Verfügung des Finanzministeriums allenmöglichen Kürzungen der Ausgaben — besonders in Bezug auf das Branntweinmonopol, vorgenommen. Die Zahl der Angestellten werde verringert, der Kamyschiner Akzise-Bezirk (акцизн. округ) werde gänzlich aufgehoben u. dgl. m.

◆ Die Wahlen der Bevollmächtigten von den Arbeitern für die Reichsduma werden in Saratow nicht am 28. Februar, wie wir in der vorigen Nummer mitteilten, stattfinden, sondern am 5. März.

